

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 175

Posen, den 2. August 1929

3. Jahrg



(10 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Gott sei gelobt — nein. Aber seit damals das Verbrechen begangen wurde — — —“

„Der Mord an dem Forstmeister Himmelstößer?“

„Ja. Schaug'n S', meine Herren, das laßt mir koa Ruah nimmer bei Tag und bei Nacht und alleweil sinnier' ich —.“

„Die Erklärung ist doch wohl nicht so schwer,“ meinte Klien bedacht, „ein Zusammenstoß mit einem Wilderer, — ich hab' mir sagen lassen, das sei nichts so Seltenes.“

„Oho! Anderswo vielleicht, im G'birg drin oder dort, wo in Industriegegenden die Menschen eng beisammen haufen und aner dem andern die Luft net gönnt, aber hier?! Da leg' i für jeden aus der G'meind' die Hand ins Feuer, da kenn' i meine Leut' zu gut, — ane Kauferei, a bisserl Holz stehlen, no — das is koa Todsfund' net, gelten S'? Aber — a Mord!“

„Es kann ja auch ein Auswärtiger gewesen sein, ein Fremder, den der weit und breit berühmte Wildstand anlockte.“

Pfarrer Gyprian wiegte den ergrauten Kopf mit dem Sammetkäppchen nachdenklich hin und her.

„Es kann so sein, ja, aber — auch anders!“

„Und wie erklären Sie sich die Tat?“ fragte ich gespannt.

„Gar net, Herr Doktor. Nur soviel woß i für g'wiß: oamal kommt's doch auf; denn Gottes Mühlen mahlen zwar langsam, aber sicher.“

Durch die mittägliche Stille klang heller Glockenton. Pfarrer Brudner nahm sein Käppchen ab, bekreuzte sich und lächelte uns freundlich an, daß tausend feine Fältchen in seinem gutmütigen, runden Gesicht spielten.

„Sie entschuldigen, das Gebetläuten und — ich bin Pfarrer!“ Dann kniete er auf das Holzbänkchen unter dem holzgeschnitzten Christusbild und betete. — Unwillkürlich hatten auch wir die Hände gefaltet. — Eine Hummel summt um die roten Blüten der am geöffneten Fenster stehenden Blumenstöcke, draußen, in der Krone des Walnußbaumes, schilpten die Späken, und ein stirkender Sonnenstrahl malte zitternde, goldene Reflexe auf die braungestrichene Diele. — Der geistliche Herr stand auf.

„Schmeckt Ihnen das Weinerl? Gelt? Und haben S' denn schon Weidmannsheil g'habt?“

„Noch nicht, wir wollen mehr beobachten, das Wild studieren, außerdem kommt ja bald der Fürst.“

„Richtig! No, da erlebt man doch auch amal etwas B'sond'res, und der Oberförster wird schon dafür sorgen, daß der hohe Herr zu Schuß kommt.“

„Ja, ein tüchtiger Beamter, gewissenhaft, schneidig . . .“

„Da seit si nir! Unter uns — beim alten Forstmeister — Gott hab' ihn selig — lag manches im Argen, war halt noch von der alten Schul', aber jetzt geht's aufwärts mit dem Wald.“

In der Türspalte erschien das Spizmausgesicht der Beschließerin.

„Hochwürden! Die Knöderin zerfallen dengerst!“

„Aber Benzer!“

Sofort stand mein Freund auf.

„Um Himmelswillen, da haben wir uns ja schön verplauscht,“ verzeihen Sie nur . . .“

„Aber . . . aber, meine Herren! Sie werden doch noch net gehen? So pressier's ja net, und das zweite Flascherl . . .“

„Die heben Sie für unseren nächsten Besuch auf, Hochwürden, für uns wird's auch Zeit, heimzukommen, Graf Starckstein wird sich ohnehin wundern, wo wir so lang bleiben.“

„Alsdann,“ der geistliche Herr begleitete uns bis auf den Flur „da darf i Sie net länger aufhalten und schön' Dank für die Ansprach'!“

„Auf Wiederseh'n!“

„Empfehlung an den Herrn Grafen, das Komteßerl und die Frau von Henneberg, — Herr Doktor, wann S' amal was zum Lesen brauchen, meine bescheidene Bücherei steht Ihnen allweil zur Verfügung!“

Dann klappte die Tür, und wir gingen mit beschleunigten Schritten nach dem Schloß hinüber, wo eben die alte Turmuhr aushob, um mit zitternden, klingenden Schlägen die erste Mittagsstunde zu künden.

Das Mittagsmahl verlief etwas schweigsamer als sonst. Vielleicht trug dazu der Umstand bei, daß der Schloßherr seit vierundzwanzig Stunden auffallend zerstreut war, und auch Gräfin Rosmarie war nicht allzu gesprächig — — —

Aber, als sich dann die Damen zurückgezogen hatten, und wir bei einer Zigarre zusammenßen, mußte Peter berichten.

„Ich habe mir eine kleine Eigenmächtigkeit zuschulden kommen lassen, Herr Graf, und in Ihrem Namen einen Volontär engagiert, Herr Kaver Meisl, alias Kriminalkommissar Muracher, der trifft morgen mit demselben Zuge, wie ich heute ein; wäre es möglich, ihn vorher im Schlosse, möglichst in unserer Nähe, einzulogieren?“

„Ja gewiß, gleich in dem Zimmer neben Ihnen. Und sonst?“

„Ist alles in schönster Ordnung. Die Münchner Kriminalpolizei ist übrigens reichlich hellhörig, man hatte dort schon Wind von der Sache und würde unter Umständen auch ohne mein Dazwischentreten aus eigener Initiative eingegriffen haben. — — —“

„Nicht möglich! Wieso denn nur?!“

Klien lächelte.

„Sie vergessen, daß sich der geplante Anschlag nicht gegen Sie allein richtet, dem Herrn Polizeipräsidenten war natürlich der bevorstehende Besuch des Fürsten kein Geheimnis geblieben.“

„Ah — ich verstehe, aber von wem kann die Warnung ausgegangen sein?“

„Das wissen wir nicht, ein anonymes Brief, ohne Wasserzeichen, in München aufgegeben — schließlich ist das ja auch nebensächlich; denn daß früher oder später ein Attentat ausgeführt werden sollte, argwöhnte man schon seit langem.“

„Und jetzt?“

„Wird sich alles ganz programmäßig abwickeln. Eine unmittelbare Gefahr droht nicht, unsere Gegner wissen zwar, wer und was ich bin, aber sie fühlen sich absolut sicher, um so mehr, da ich alles vermeide, was den Anschein erwecken könnte, als verfolgte ich eine bestimmte Fährte.“

Graf Starckstein trank in kleinen Schlückchen seine Tasse Kaffee aus.

„Dann will ich gleich mit dem Inspektor wegen des — Volontärs sprechen und dem Oberförster muß ich natürlich auch Bescheid sagen.“

„Das möchte ich am liebsten selbst tun, Herr Graf,“ sagte mein Freund rasch, „es wird sich nicht umgehen lassen, daß wir Herrn Reutter ins Vertrauen ziehen.“

„Oh — muß das sein?“

„Ich halte es für unbedingt erforderlich! Es ist ein besonnener Mann, mutig, pflichttreu verschwiegen.“

„Ja, da haben Sie recht, ich könnte mir keinen besseren Beamten wünschen, und auch so mag ich ihn gern, er hat so etwas Frisches. Natürliches.“

Unwillkürlich mußte ich lächeln, — ob unser Klient wohl auch so sprechen würde, wenn er wüßte — — —?

Peter stand auf

„Na, wie ist es, Ernst, ich möchte noch einiges ordnen, kommst du mit?“

Drüben, in unserem Zimmer, vertauschte mein Freund seinen Gesellschaftsanzug mit der ältesten Jagdjoppe und kramte aus den unergründlichen Tiefen des Koffers allerhand seltsame Gegenstände hervor: eine kleine, sauber gearbeitete Blendlaterne, ein Stemmisen, einen Bund Nachschlüssel und zuletzt zwei sehr vertrauenerweckend aussehende Gummimittel, von denen er mir den einen einhändigte.

„Für alle Fälle, mein Junge, man weiß nie, was bei so einer Entdeckungsreise herauskommt, und nun zieh' dein abgetragendstes Zeug an, aber ein bißel fig; denn jetzt ist die Lust rein!“

„Was in aller Welt hast du denn bloß vor?“ fragte ich.

„Wirst es schon sehen, alles zu seiner Zeit.“

Diese Geheimnisfrämerei, mit der er die Geduld seiner Mitarbeiter oft auf eine harte Probe stellte, war auch eine von Kliens Eigentümlichkeiten, doch blieb natürlich nichts anderes übrig, als ihm blindlings zu folgen.

Auf dem im Halbdunkel liegenden Gang blieb Peter ein paar Sekunden lang stehen, dann bog er nach links ab, dorthin, wo sich die Wirtschaftsräume befanden. Eine Seitentreppe ging es hinab, wieder über einen Flur, und nun standen wir vor einer schweren, mit breiten Eisenbändern beschlagenen Tür. — Mein Freund zog ein kleines Gläschen aus der Toppentasche, rieb ein paar Tropfen Del auf einen Schlüssel und öffnete geräuschlos, um dann vorsichtig zu schließen. Rabenschwarze Finsternis, Stille. — Unwillkürlich griff ich nach Kliens Hand.

„Wo sind wir denn?“

„Unter dem Nordflügel, mein Kerlchen, ich habe diesen Weg in den letzten Nächten schon öfters gemacht.“

„Du?“

„Ja freilich, während du wie ein Dachs schliefst,“ er knipfte die elektrische Taschenlampe an und zog mich vorwärts. „Vorlicht, wir dürfen keinen Lärm machen!“

Ueber uns wölbten sich mächtige Kreuzbogen, allerlei Gerümpel lag umher, dann kam eine zweite, niedrigere Tür, die Peter ebenso geräuschlos öffnete und schloß:

„Achtung! Fall' nicht!“

Eine steile Seitentreppe führte in die Tiefe — dreihundvierzig Stufen zählte ich. Es roch nach Moder und Kohlen-dunst.

Mein Freund blieb stehen.

„Na, geht dir nun ein Licht auf?“

„Nein! Willst du mir nicht endlich erklären —?“

„Wenn du so begriffstüchtig bist! Entfinnst du dich noch des Bauplans aus dem Jahre 1552?“

„Ja, es war darin von einem Gang die Rede — —.“

„Ganz recht, einem Geheimgang, an dessen Mündung wir jetzt stehen, und der genau unter dem Bankettsaal liegt.“

Peter bog um einen fast bis zur Decke des mächtigen Gewölbes reichenden Kohlenhaufen und ließ den grellweißen Lichtkegel der Taschenlampe über die aus rohbehauenen Quadersteinen gefügte Mauer hinschwenken.

„Siehst du, dies hier ist die Nordwand, und dort befindet sich der in der Urkunde bezeichnete Stein, der zweihundzwanzigste von links, der achte vom Erdboden an, hinter dem sich die Feder zu dem Geheimgang verbirgt.“ — Ohne große Anstrengung schob Klien die kurze, starke Klinge seines Nidfängers in eine seitliche Spalte des Steins — ein kurzes, trockenes Knacken — und wie durch Zauberei wich eine mehr als mannshohe Oeffnung zurück.

„Die Steinplatten sind nur aufgesetzt, tadellos solide Arbeit, die dem Erfindergeist des Baumeisters alle Ehre macht, so — und nun Vorsicht! Vorsicht! Vorsicht!“

Bekommen blieb ich stehen.

„Warst du schon einmal hier drin?“

„Nein, wir müssen das Terrain Schritt für Schritt sondieren.“

Der ungefähr zwei Meter hohe und ebenso breite Gang führte in kaum merklicher Steigung etwa zweihundert Meter gerade aus, dann bog er nach rechts ab, sich fesselartig verbreiternd. Die Luft war feucht und kühl, aber keineswegs muffig, offenbar mußte also irgendeine Ventilation vorhanden sein.

Mein Freund musterte das vom Grundwasser oder einge-drungenem Regen nasse Gestein.

„Sim — merkwürdig gut erhalten — —, na wollen mal weiter sehen!“

Aber dann, an der nächsten Biegung, blieb er wie angewurzelt stehen, lauschte vornüber gebeugt, und tuschelte mir zu:

„Siehst du was?“

„Ja,“ gab ich ebenso leise zurück und fühlte, wie mir das Herz bis zum Halse schlug. — Vor uns stand eine gewöhnliche Kiste ohne Deckel und in dem Innern lagen, sorgfältig geschichtet, Kleidungsstücke, Papiere. . .

„Pst! Nichts anrühren! Halte mal die Lampe!“

Behutsam nahm Klien ein Stück nach dem anderen heraus: einen in Wachstuchleinwand eingeschlagenen, ganz neuen, hechtgrauen Anzug, ein paar gelbe Stiefelkappen, einen Hut. Dann kam eine Pappschachtel und in ihr lagen ein kunstvoll gearbeiteter, englisch-geschnittener Schnurrbart, eine falsche Mästel, offenbar zum Ankleben des Bartes, eine Perücke und eine rauchgraue Brille.

Peter schmunzelte.

„Na, was sagst du nun, mein Alter? Ein ganzes Arsenal, um sich in kürzester Zeit unkenntlich zu machen, selbst Schminke und Atropin fehlen nicht.“

„Atropin? Wozu denn das?“

„Es vergrößert die Pupillen, gibt dem Auge einen völlig veränderten Gesichtsausdruck, aber — — — hallo! hallo! was ist denn das?“

Mit einer Erregung, die meinem Freunde sonst fremd war, griff er nach einer Brieftasche, blätterte in den Papieren und sein hageres Gesicht rötete sich:

„Ernst! Jetzt können wir die Schlinge zuziehen!“

Ueber Kliens Schulter hinweg sah ich das Pashbild eines jungen Mannes, schlank, etwas über mittelgroß, dunkles Haar, Brille, englisch verschnittenen Schnurrbart — — —

„Kennst du den,“ fragte Peter.

„N. . . ein, obwohl — mir das Gesicht bekannt vor — —.“

Mein Freund lachte lautlos.

„Ja, ja, man muß sich darauf verstehen, Verkleidungen zu durchschauen! Sieh mal: „Fritz Stanzke steht hier, und dort in den drei anderen Pässen Edmond Deblanc aus Ber-vier, Martin Fuchli aus Zürich und Gilbert Parler aus London-Cast“ — ein recht vielseitiger Herr, — nicht wahr?“

„Ich verstehe noch immer nicht,“ entgegnete ich zögernd.

„So-o? Dann geht dir vielleicht jetzt ein Kirchenlicht auf!“ Peter hielt mir ein Stück Papier hin, eine Liste offenbar, bedeckt mit Namen und Zeichen; halblaut las ich:

Forstm. Hl. erledigt 21. 6. 1925.

Graf E.

P. Kl.“

Sekundenlang stand ich wie betäubt, es war mir, als wüрге mich die Faust eines Riesen an der Kehle, — halb Geahntes gemann plötzlich Form und Farbe . . .

„Das . . . das soll doch nicht heißen . . .?“

Klien nickte nun.

„Sprich es ruhig aus; was ich hier in der Hand halte, ist eine Art . . . Abschlußliste, und diese Sachen gehören dem Mörder des Forstmeisters Himmelstöber — — —“

„Wem? Wer . . . wer ist es?“

„Das Werkzeug in der Hand der eigentlichen Verbrecher.“ Mein Freund reichte mir ein zweites Blatt . . . fünfzehn, sechzehn, siebzehn Namen, dahinter die genaue Anschrift: Wohnort, Straße, Hausnummer — — —

Peter zog sein Notizbuch aus der Tasche.

„Den einen oder anderen wirst du vermutlich vom Hören-sagen kennen; es sind sämtlich Agenten der Propaganda-abteilung zur Ausbreitung des Anarchismus, eine bis ins einzelne gegliederte Organisation politischer Mörder, die sich über alle Erdteile, alle Länder erstreckt, die — ganz im Sinne des vorrevolutionären Nihilismus — ihre Ziele durch rück-sichtslosesten Terror zu erreichen sucht, vor nichts zurück-schreckt, und mit fast unbegrenzten Mitteln arbeitet — hier!“ Er entnahm der Brieftasche einige große Banknoten der verschiedensten europäischen Währungen, ein Fünzigtausend-Franks-Scheck auf den Credit Lyonnais und einen ebenfalls über zweitausendfünfhundert Pfund lautenden auf die Bank von England.

„Donnerwetter ja! Das ist ja ein Riesenvermögen!“

„Natürlich, — in solchen Sachen knausern die Herrschaften nicht; aber jetzt will ich erst einmal das Namensverzeichnis abschreiben“, und dann huschte Kliens Füllfederhalter über das gekästelte Papier des Notizbuchblattes hin: „So, das wird uns noch gute Dienste leisten, die Halunken fühlen sich offenbar vollkommen sicher.“

„Die? Also sind es mehrere?“

„Zwei“ sagte mein Freund mit ruhiger Bestimmtheit.

„Aber — genügt denn das zur Ausführung eines Attentates?“

Um Peters Lippen spielte ein halb belustigtes, halb sarkas-tisches Lächeln.

„Dieser Junge, den Anschlag könnte — in der Form, wie er vermutlich geplant ist — ein Kind in Szene setzen, der zweite Mann hat nur die Rolle eines Aufpassers und Kuriers, falls es sich darum handelt, eilige Nachrichten an die Zentrale zu übermitteln. Uebrigens — weißt du, wo wir uns be-finden?“

„Nun, etwa in der Mitte des Parkes schäke ich.“

(Fortsetzung folgt).

Auf Diamantensuche in Brasilien.

Unter Kopfsägern, Giftschlangen und Moskitos. — Mit Büchse und Revolver. — Kavaliere ohne Schuhe in der Spiel- und Tanzhalle.

Der amerikanische Forschungsreisende Francis Gow Smith, der von einer Expedition nach Brasilien zurückkehrte, berichtete über neu entdeckte Fundstellen von Diamanten in diesem Lande. Ein reiner Zufall führte zur Entdeckung dieser Fundstelle. Im Bezirk des Rio das Garcas war unter den Arbeitern der dortigen Plantagen ein Streik ausgebrochen. Die wenigen Arbeiter, die sich dem Streik nicht anschließen wollten, mußten dem Terror der Streikenden weichen und in den Dschungel fliehen, da sie Gefahr liefen, von den Streikenden erschlagen zu werden. Die Flüchtlinge bahnten sich unter unsäglichen Mühsalen und Entbehrungen den Weg durch den Urwald zum Araguayafluß. Als sie am Ufer dieses Flusses entlanggingen, strauchelte einer von ihnen über einen glatten Stein. Wütend wollte der Mann den Stein mit dem Fuße von sich stoßen, da bemerkte er, daß er ein kristallartiges Aussehen hatte. Er hob ihn auf und erkannte einen Diamanten. Die Flüchtlinge durchsuchten nun das ganze Flußufer und fanden bald noch andere Diamanten. Sie konnten jedoch mit weiterem Suchen keine Zeit verlieren, da ihre Vorräte zur Neige gingen. Sie mußten also in die bewohnten Distrikte zurückgehen, um wieder Arbeit zu finden. Die Nachricht von diesen Funden verbreitete sich rasch, und aus allen Gegenden kamen die Abenteuerlustigen, um das neue Dorado aufzusuchen. Neger, Mulatten, Westizen, Indianer, Weiße zogen scharenweise durch den Urwald, nicht achtend der Gefahren, die ihnen von den Tieren des Urwaldes, dem fürchterlichen Klima und den vergifteten Pfeilen der Indianer drohten.

Mit Büchse und Revolver bewaffnet, oft nur notdürftig bekleidet, mit einigem Proviant und primitiven Werkzeugen zur Gewinnung der kostbaren Edelsteine ausgerüstet, zogen die Garimpeiros, die Diamantensucher, zum Araguayafluß. Die Fundstelle der Diamanten liegt nicht weit von Matto Grosso, einem großen, noch wenig erforschten Urwaldgebiet, dessen Bewohner, wilde, unkultivierte Indianer, noch als Kopfsäger gelten. Auf der einzigen Straße, die zu diesem Diamantenfeld führt, entstand alsbald ein Dorf aus primitiven Holzhütten, deren Dächer mit Gras bedeckt sind. Auch die unvermeidliche Spiel- und Tanzhalle fehlt nicht. Lageado heißt dieses Dorf, das sich

rasch vergrößert. In der Tanzhalle versammelt sich des Abends eine bunte Gesellschaft. An rohen, hölzernen Tischen sitzen schick gekleidete Mädchen mit bärtigen Diamantengräbern, deren Toilette an Eleganz so ziemlich alles zu wünschen übrig läßt. Manche dieser Kavaliere haben nicht einmal Schuhe, wohl aber trägt jeder von ihnen seinen geladenen Revolver auch beim Tanz im Gürtel, eine Vorsichtsmaßregel, die in dieser Umgebung angebracht ist.

Das Suchen nach Diamanten wird hauptsächlich im Flusse selbst an den seichten Stellen in der Nähe des Ufers betrieben, da die Diamanten im Sande am Grunde des Flusses vorkommen. Diese Arbeit ist nicht nur außerordentlich mühsam, da die Leute fast den ganzen Tag im Wasser stehen und in gebückter Haltung arbeiten müssen, sondern auch sehr gefährlich. Am Boden des Flusses befinden sich stellenweise große und tiefe Löcher, die man nicht sieht, da das Wasser durch das stete Herumwühlen im Sand meist trüb ist, und in denen außerdem eine wirbelnde Strömung herrscht. Schon mancher Diamantensucher hat durch diese Löcher den Tod gefunden. Aber noch andere Gefahren drohen den Leuten von den Tieren des Flusses. Die Ufer wimmeln von Giftschlangen, von denen die gefürchtetste die Sucuru ist. Sie wird bis zu sechs Meter lang und besitzt eine solche Muskelkraft, daß sie einen Menschen, den sie umschlingt, ersticken kann. Unter den Fischen des Flusses ist der gefährlichste der Piranha, ein sehr angriffslustiger Raubfisch, der mit seinem scharfen Gebiß den im Wasser Watenden oft schwere Wunden an den Beinen beibringt. Am Boden des Flusses hält sich der Stachelrochen auf, der, wenn man auf ihn tritt, elektrische Schläge austellt, die den Betroffenen sofort lähmen, so daß er umsinkt und ertrinken muß, wenn ihn nicht ein in der Nähe arbeitender Kamerad rettet. Auch unter der Moskito-Plage haben die Menschen sehr zu leiden.

Doch alle diese Mühseligkeiten halten die Menschen von ihrer verlockenden Tätigkeit nicht ab. Wie viele Garimpeiros auch schon den Gefahren ihres Berufes zum Opfer gefallen sein mögen, immer treten neue Scharen an ihre Stelle.

Frankreich bekämpft eine — Barbarei.

Der Begriff Barbarei ist in Frankreich allem Anschein nach sehr dehnbar. Man rechnet dort auch das Rauchen bei Tisch dazu. Zum Zeichen dafür, daß man das aber nicht etwa als bloße Redensart aufzufassen hat, ist in der französischen Hauptstadt neulich ein „Verein zur Bekämpfung der Raucherunsitten“ ins Leben getreten, ein Beweis, daß man auch bei unseren westlichen Nachbarn im Vereinegründen reichlich fix ist. Da in Frankreich die englische und amerikanische Unsitte, selbst bei Tisch Zigaretten zu rauchen, immer mehr einzureißen droht, hat der Verein jetzt besondere „Ausrottungswochen“ angesetzt. Zugleich ist auch von der in Paris erscheinenden „Tabak-Revue“, die gewiß an der Beengung der Raucherfreiheit kein Interesse hat, eine Umfrage veranstaltet worden, ob es schädlich oder unschädlich sei, die Gewohnheit der Amerikaner und Engländer nachzuahmen. Aus den Antworten, die die französische Fachzeitschrift ungekürzt wiedergab, geht eindeutig hervor, daß das Rauchen bei Tisch einer Barbarei gleichzuachten sei, die man nicht scharf genug bekämpfen könne. Nur in ganz, ganz wenigen Fällen könne man kleine Ausnahmen dulden. Dann vor allem, wenn während eines ausgedehnten Dinners ein Gläschen Kognak gereicht werde. Der gleiche Fall gelte, wenn das Mahl mit russischen Hors d'oeuvre eingeleitet werde, mit denen der Genuß von Wodka und Kaviar verbunden sei. Bei jeder anderen Gelegenheit aber sei das Rauchen einer Zigarette eine nicht scharf genug zu verurteilende Rücksichtslosigkeit.

Als die Kleidung gesetzlich vorgeschrieben war.

Es klingt heute fast wie ein Märchen, daß vor wenigen Jahrhunderten die Behörden noch Zeit genug fanden, sich sogar um modische Dinge zu kümmern und für die verschiedenen Stände Kleiderverordnungen zu erlassen. Für die „bauersleute auf dem Land“ bestand das strenge Verbot, „andere tücher zu tragen denn in deutscher nation gemacht“, das heißt, es durften nur inländische Stoffe verwandt werden. Von dem Augsburger Reichstag wurde im Jahre 1500 eine Kleiderverordnung erlassen, die den verschiedenen Bevölkerungsschichten genaue Bestimmungen für die einzelnen Kleiderarten auferlegte. Der Zweck dieser Verordnung war in erster Linie, weniger den modischen Geschmack zu treffen,

als einer überhandnehmenden Vergeudung in modischen Dingen Einhalt zu gebieten. Bald kamen auch die einzelnen Städte mit ähnlichen Sondervorschriften heraus. Natürlich kostete es dabei auch manchen schweren Kampf mit dem Vorurteil. Daß selbst die Behörden von solchen Vorurteilen nicht frei waren, bezeugt im deutlichsten eine Verordnung, die sich später gegen den Pantalon, die langen Hosen, wandte, ein modische Errungenschaft der Franzosen. Den preussischen Beamten wurde das Tragen von langen Hosen zunächst mit aller Schärfe verboten, da lange Hosen den Gesetzen des Anstandes widersprächen.

Wie wird sich das Geheimnis entschleiern?

Der französische Wissenschaftler Louis Germain, der Leiter des Naturhistorischen Museums zu Paris, hatte unlängst seine langmonatigen Untersuchungen auf den zwischen Neuguinea und Nordaustralien gelegenen Inseln beendet, deren Ergebnis er jetzt in einem ausführlichen Vortrag bekanntgab. Der Gelehrte wartete in diesem Vortrage mit Mitteilungen auf, die Aufsehen erregten. Von dem Forscher konnte an zahlreichen Beispielen der Nachweis geführt werden, daß von den auf den Torresinseln lebenden Australnegern bis in die allerkleinsten Feinheiten hinein Methoden in der Mumienbehandlung angewandt worden sind wie bei den alten Ägyptern. Die sonderbare Übereinstimmung, die durch viele Duzende von Beispielen einwandfrei erwiesen ist, muß um so mehr überraschen, als einerseits die Australneger bis in unsere Tage hinein auf der untersten Kulturstufe stehen geblieben sind, während das altägyptische Verfahren zur Behandlung der Mumien ein großes Maß von Kenntnissen zur Voraussetzung haben. Es sind eine Reihe kunstvoller operativer Eingriffe notwendig. Schon von diesem Gesichtspunkte aus muß das reichlich merkwürdige Zusammentreffen überraschen. Die Wissenschaft steht dabei vor einem um so größeren Geheimnis, da selbst die geringsten Nebenumstände der altägyptischen Verfahren genau nachgeahmt sind. Professor Germain erklärte, er kenne für die nächste Zeit keine interessantere wissenschaftliche Aufgabe, als dieses höchst absonderliche Zusammentreffen zu klären.

Eine Mitgift, die 30 Jahre zu spät kam.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein Mila Hilovads aus Prag heiratete vor etwa dreißig Jahren einen gewissen Herrn Sando Laztor; beide waren sie damals mit irdischen Gütern nicht besonders begünstet. Außer einer bescheidenen Ausstattung brachte die Braut ihrem Gatten ein paar alte Bücher mit in die Ehe, die dieser aber verächtlich in den Tiefen eines Schrankes versenkte. Drei Jahrzehnte sind seitdem vergangen, das Ehepaar schlug sich schlecht und recht durch die Welt. Alles ging während dieser dreißig Jahre seinen alten Gang, bis jetzt endlich ein Ereignis eintrat, das die beiden Alten zu reichen Leuten machte.

Herrn und Frau Laztor war ihre bisherige Wohnung zu teuer geworden, und sie entschlossen sich daher, eine billigere zu nehmen. Beim Umzug wollten sie allen alten Trödel, der sich im Laufe der Jahre in der Wohnung aufgestapelt hatte, loswerden, und sie ließen daher einen Althändler kommen. Zuerst zeigten sie ihm die alten Bücher. Der Mann riß die Augen nicht schlecht auf, griff tief in die Brieftasche und legte hundert Kronen auf den Tisch. Frau Laztor wollte voller Freuden schon annehmen, aber ihr Gatte, der das Mienenpiel des Althändlers beobachtet hatte, war praktisch, und erklärte, daß er sich die Sache noch einmal überlegen wolle. Spornstreichs eilte er zu einem Buchhändler, bot ihm die Bücher an und wollte seinen Augen nicht trauen, als ihm dieser mehrere tausend Kronen zu zahlen willens war. Jetzt war wieder Frau Laztor die praktischere. Sie bat um Bedenkzeit und legte die beiden Werke einem Büchersammler vor, der sogar hunderttausend Kronen dafür gab. Nunmehr wurde der Kauf abgeschlossen, das Ehepaar eilte hocherfreut nach Hause, während der Büchersammler schmunzelnd seinen Kauf betrachtete. Das erste Buch war eins der ersten Exemplare der von Gutenberg gedruckten Bibel, die übrigen eine Originalausgabe von Shakespeares Werken. Die Bücher gelangten schließlich auf den New Yorker Antiquitätenmarkt, auf dem sie zu horrenden Summen verkauft wurden.

„Selbst die Allerdümmsten hatten ihn unbeschreiblich gern.“

In Schweden wurde in diesen Tagen ein Lehrer nach mehr als 40 jähriger Wirksamkeit aus der Zeitlichkeit aberufen, dessen Name in der Presse mit köstlicher Originalität umrankt wird. Man sagt ihm nach, daß in ihm wohl das größte und amüsierteste Lehrer-Original dahingegangen sei, das jemals in einer schwedischen Schule gewirkt hat. „Selbst die Allerdümmsten hatten ihn unbeschreiblich gern, denn er konnte es nicht überwinden, einen auch noch so dummen Schüler in Verlegenheit zu bringen. Wenn irgendwer auf keine seiner Fragen Bescheid wußte, dann pflegte der witzige Lehrer recht tröstlich zu sagen: „Ich weiß, mein lieber Junge, daß meine bisherigen Fragen ein bißchen reichlich schwer für dich waren, ich weiß aber auch, daß du doch gescheiter bist, als du es überhaupt zu ahnen wagst. Infolgedessen richte ich an dich die letzte Frage, die bestimmt deinem Horizont entspricht: Wie hieß der große Feldherr, dem Kaiser Augustus mit der ganzen Behmut seines Herzens sagte: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ ...“

Aus Welt und Wissen.

Das Klima am Nordpol ist das gesündeste der ganzen Welt; dort können keine Bakterien leben, Erkältungen, Influenza, Lungenerkrankungen sind also unmöglich. (Nach einer Äußerung des berühmten Forschers Douglas Mawson.)

„Eine Kneipe in Havannah hat den merkwürdigsten Fußbodenbelag, den es wohl in der ganzen Welt gibt; er besteht nämlich vollständig aus Silberdollars.“

Der menschliche Körper hat 118 Millionen Nerven, und in den Augen allein 18 000. Die Nerven übermitteln die Botschaften in einer Geschwindigkeit von 6 Kilometern in der Sekunde.

Ein Elefant kann auf seinem Rücken ein Gewicht von drei Tonnen tragen.

In Newyork wird das Herz eines Kübens aufbewahrt, das noch immer lebt, obwohl das Küben selbst schon vor zwanzig Jahren starb. Ein amerikanischer Gelehrter trennte das Herz heraus und tat es in eine Salzlösung, und es hat niemals aufgehört, Blut durch die Arterien zu pumpen, die mit herausgelöst wurden. Man nimmt an, daß das Herz weiterleben wird, so lange der Gelehrte es mit der Zufuhr der nötigen Salze und Chemikalien versieht. Russische Chemiker haben einen Apparat konstruiert, der an Stelle des Herzens arbeiten kann.

Die alten Schwefelquellen in der Nähe des Sees von Galiläa sollen ausgebaut werden, so daß dort so etwas wie ein modernes Spa entsteht.

Auf einer Obstausstellung in Los Angeles in Kalifornien erregte ein Wunderbau Aussehen, dessen einziges Baumaterial Apfelsinen bildeten. Das Apfelsinenschloß hatte Bogen und Türme, Fenster und Tore und erstrahlte im Glanz des elektrischen Lichtes. Herolde mit langen Trompeten priesen die Erzeugnisse der betreffenden Firma an.

In Ontario werden jährlich 6000 Wölfe getötet.

Aus aller Welt.

Bier im alten Babylon. Aus Rechenschaftsberichten der alten Babylonier, aus Reliefs auf Denkmälern geht unzweifelhaft hervor, daß schon im fünften Jahrtausend vor Christi Geburt in diesen Ländern Bier gebraut wurde; ja, es war neben dem Dattelmwein das einzige alkoholische Getränk des Volkes. Zu den Naturalbezeugen der Arbeiter und Beamten gehörte ein Deputat an Bier. Es wurde bei der Bereitung Malz verwendet, das aus der Gerste gewonnen wurde. Vor der Einführung der Gerste und des Weizens war der Emmer, eine heute wenig beachtete Feldfrucht, das hauptsächlichste Getreide jener alten Kulturperiode. Doch wurde er nicht vermälzt, und so dürfte es bis zur Entdeckung des Gerstenmalzes noch kein richtiges Bier in Babylonien gegeben haben. Später wurde dann der Emmer im geschroteten Zustande als Rohfrucht mit Gerstenmalz zu Brot verbunden. Also wurde das Bier, wie es scheint, erst aus Broten hergestellt, die auf Vorrat gebacken wurden. Es gab helles und dunkles Bier. Der Hopfen scheint den babylonischen Bierbrauern durch lange Zeiten unbekannt gewesen zu sein. Man würzte das Bier mit aromatischen Drogen. Aber in späthabylonischer Zeit wurde (nach einer Stelle im Talmud) Hopfen im Lande gebaut, und es ist möglich, daß die Bereitung des Hopfenbiers über Armenien und den Kaukasus zu Germanenstämmen, die damals im heutigen Südrussland saßen, und mit ihnen später nach Westeuropa gelangt ist.

Der Klub der Sommersprossigen. In Seattle, dem großen am Pugetjund gelegenen Hafen im Staate Washington, weilte seit längerer Zeit der beliebte Filmstern Buzz Barton. Seine Schönheit wird dadurch nicht vermindert, daß er Sommersprossen hat. Dies brachte seine Bewunderer vielmehr auf die Idee, einen Klub der Sommersprossigen zu bilden. Der Leiter des Klubs veranstaltete sogar vor einiger Zeit unter den Klubmitgliedern eine Konkurrenz. Gewinner war das Mitglied, das die meisten Sommersprossen aufzuweisen hatte. Der Hauptgewinn war ein schöner Silberpokal nebst einer Photographie von Buzz Barton mit einem Autogramm. Die übrigen Gewinner erhielten während eines Jahres freien Eintritt in das Kino von Seattle. Die Idee dieser Klubbildung fand unter den Anhängern von Buzz Barton solchen Anklang, daß der Klub bereits über tausend Mitglieder zählt.

Die dreijährige Frauenschule. Ein Erlass des preussischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zeigt die Berechtigungen, die durch den Besuch der dreijährigen Frauenschulen, die zur Zeit als Versuchsanstalten zugelassen sind, erworben werden können. Zuerst wird allerdings festgestellt, daß das Abschlußzeugnis der dreijährigen Frauenschule nicht die Berechtigung zur Immatrikulation an einer wissenschaftlichen Hochschule gibt, daß auf keinen Fall damit gerechnet werden kann, daß durch die dreijährige Frauenschule ein neuer Weg zur Hochschule geöffnet wird, ebenso wenig zum Eintritt in eine Pädagogische Akademie. Die Absolventinnen der dreijährigen Frauenschulen können jedoch in folgende Berufsausbildungen eintreten: 1. in die Ausbildung für Gewerbelehrerinnen, 2. in die zur Zeit noch bestehende Ausbildung zur technischen Lehrerin, wobei aber beachtet werden muß, daß diese Ausbildungsmöglichkeit wahrscheinlich nur noch kurze Zeit bestehen wird, 3. in die Werklehrerinnen-Ausbildungsanstalten, 4. in die Berufsvorbildung für das künstlerische Lehramt, 5. in die verkürzte Ausbildung zur Haushaltungspflegerin.

Fröhliche Ecke.

Frau Meyer: „Wo warst du?“

„Auf dem Rummelplatz.“

Frau Meyer: „Was hast du da gemacht?“

„Ich habe mir wahrsagen lassen.“

Frau Meyer: „Was hast du dir wahrsagen lassen?“

„Daß ich ein reizendes, lebenswürdiges, hübsches Weib haben würde.“

Frau Meyer (drohend): „Aber nicht solange ich lebe, du Eitel!“

(Der lustige Sachse.)